

nur zu Gunsten der Firma Siemens und des Bürgermeisters, welcher dadurch, daß ein großer Theil des Profits unsichtbar wird, einen minder ungünstigen Vertrag abgeschlossen zu haben scheint. Der Vertrag ist contra bonos mores.

Ob die Concessionierung der Böhmisches Industrialbank eine der 32 Postulate des „czechischen Volkes“ gebildet hat, wissen wir nicht. Sicher ist, daß sie eine Forderung etlicher czechischer Abgeordneter und sonstiger einflussreicher Czechen war und daß, nachdem die Vereinscommission die Concession lange verweigert hat, der Finanzminister Dr. Rajzl sie schließlich im Juni d. J. erteilt hat. Es ist gerade kein Ueberfluß an Provincialbanken in Oesterreich, und eine Neugründung an und für sich gewiß nicht schädlich, aber die Statuten der neuen Bank machen es begreiflich, daß die Bewilligung der Concession so lange verweigert wurde. Die Bank hat zum Zweck, Bankgeschäfte zur Förderung des Handels und der Industrie zu betreiben. Zu diesem Zwecke wird sie insbesondere Hypothekendarlehen auf Fabriken gewähren. In soliden modernen Banken wird bei der Gewährung eines Personalcredits an einen Fabrikanten in der Regel darauf gesehen, daß das Fabrikgebäude vollständig unbelastet sei, denn man weiß aus Erfahrung, daß im Falle der Außerbetriebsetzung, oder der zwangsweisen Liquidation das Fabrikgebäude so gut wie wertlos zu werden pflegt. Die neue Bank aber soll nicht nur Grundstücke bis zu zwei Drittel, sondern auch Fabrikgebäude bis zu 50 Procent, die dazu gehörigen Wasserkräfte und Maschinen bis zum dritten Theil des Schätzungswertes belehnen! Und die Belehnung wird nicht etwa auf das Risiko der Actionäre erfolgen, sondern der Bank ist das Recht gegeben, „Bankschuldverschreibungen“ zu emittieren, welche durch solche Hypothekendarlehen gedeckt sind, und zwar bis zum fünfzehnfachen Betrage des eingezahlten Actienkapitals! Daran nicht genug, darf sie auch auf Grund von Bareinlagen Cassenscheine bis zum dreifachen Betrage des Actienkapitals emittieren. Daß bei solchen Bestimmungen das mit einer Million Gulden eingezahlte und auf zwölfteinhalf Millionen erhöhbare Actienkapital schon jetzt auf zwei Millionen erhöht wird, kann niemanden wundern. Es wird auch Fabrikanten genug geben, welche selbst subscribieren werden, weil die Bank dadurch in die Lage kommt, für den fünfzehnfachen Betrag Darlehen auf Fabriken und zwar auch auf die Fabriken der Actienzeichner zu gewähren. Und die Actien kann man verkaufen, das Darlehen behält man. Wir halten es auch für möglich, daß das czechische Volk, im Vertrauen auf diese Gründung, die neuen „Bankschuldverschreibungen“ kaufen wird. Aber das bezweifeln wir, daß es an der Erfüllung dieser Forderung seiner Vertrauensmänner, an der Gründung der Industrialbank und den ausgegebenen Obligationen Freude erleben wird. Das mag übrigens auch bezüglich der bisher noch nicht erfüllten andern 32 Postulate zutreffen.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Théâtre de la Renaissance, „Medée“ von Catulle Mendès. Berlin. Schiller-Theater, „Das Lumpengesindel“ von Wolzogen; Deutsches Theater, „Fuhrmann Henschel“ von Hauptmann.

Im Deutschen Volkstheater zum ersten Mal: „Der Traum ein Leben“, vom Dramaturgen Dr. Fellner gut insceniert. Das Ereignis war Herr Rutschera. Schon sein Carlos hat (noch im Burgtheater) durch eine Macht und einen Schwung der Rede verblüfft, die ihm niemand zugetraut hätte. Nun ist er ganz rein und frei geworden. Sein Ruffan darf sich in manchen Momenten neben den des Rainz stellen; von solcher Pracht ist seine Leidenschaft, so gewaltig stürmt seine Sprache. Er reißt auch den Zanga des Herrn Weiße mit sich fort. Mit schöner Kraft gibt Herr Eppens den König, den Kaleb Herr Weiß mit weißer Bescheidenheit. Fräulein Wachner und Fräulein Schröder secundieren angenehm. Das Burgtheater hat heute keine klassische Vorstellung, die sich mit dieser vergleichen kann, im einzelnen oder im ganzen. S. B.

Das letzte Vaudeville des Theaters in der Josefstadt — „Les fétards“, von Mars und Hennequin, deutsch bearbeitet von Eisenfisch — enthält nicht nur eine Idee, sondern sogar eine These, eine richtige unterhaltende Vaudeville-These. Es ist der galante, aber lebenswürdige Satz, daß eine schöne Frau der guten Gesellschaft, wofern sie sich einmal dazu versteht, die „Gebräuche der Liebe“ mitzumachen, reizvoller ist als die schönste — Tänzerin. Kein Mensch wird leugnen, daß darin etwas Wahres liegt; so sehr auch in einzelnen Fällen die Neigungen auseinandergehen mögen. Der Fall, den die Verfasser construieren, steht ganz klar. Im ersten Act ist die Baronin Soundso eine Hausfrau von anglikanischer Züchtigkeit und wird deshalb von ihrem Gatten hinter einer Tänzerin zurückgesetzt, die weniger englisch erzogen ist. Im zweiten und dritten Act erglückt sie in dem Bestreben, ihren Mann wiederzugewinnen, so sehr, daß sie die Lebens- und Bekleidungsgehnheiten der Tänzerin copiert. Im vierten Act erachtet sie den Erfolg. Die Schultern der anständigen Frau haben über die geschäftsmäßigen gesiegt, die ausnahmsweisen Tricots über die alltäglichen. Es ist sehr amüsant, den Steigerungen dieses Wettkampfes auf der Bühne zu folgen. Herr Maran und Frau Pohl-Meiser fechten überdies ihre ausgezeichneten humoristischen Künste hinein. Eine Pikanterie ist freilich im Text, die außerhalb Paris nicht zur Geltung kommen kann. In der Figur der Tänzerin ist auf das genaueste Cléo gezeichnet, die Pariser Modeschönheit Cléo de Merode. Ihre Beine sowohl, wie ihre bekannten über die Ohren fließenden Haarwellen spielen

bei diesen Fétards eine bedeutende Rolle; sie dürfen nicht verschwiegen werden. Die arme Cléo also unterliegt. Fräulein Moraw gab die Rolle entsprechend. Fräulein Dirkenz spielte die Baronin und triumphierte. Sie hat die Eigenart ihrer Rolle. Sie wirkt nicht soubrettenhaft und wirkt gerade deshalb doppelt so fesselnd. A. G.

Bücher.

Dr. F. Hirschberg: Die sociale Lage der arbeitenden Classen in Berlin. Berlin, Otto Liebmann, 1897.

Ein sehr zu empfehlendes Buch, das auf der doppelten Grundlage eines reichen statistischen Materiales (der Verfasser nimmt im statistischen Amt der Stadt Berlin eine hervorragende Stellung ein) und fleißiger Beobachtung des Lebens alle in Betracht kommenden Verhältnisse darstellt und die Thatsachen mit verständigem Raisonnement begleitet. Auch durch Unparteilichkeit zeichnet sich die Darstellung aus; der Verfasser ist kein Freund der Socialdemokratie, aber das macht ihn nicht ungerecht gegen die Berliner Arbeiter, die nun einmal der großen Mehrzahl nach Socialdemokraten sind.

Susi Wallner: „Die alte Stiege.“ Leipzig, literarische Anstalt, August Schulze, 1898.

Manchmal kommt einem so von ungefähr ein Buch zur Hand, das — anfangs achtlos aufgeschlagen — bald eine Fülle des Gemüthes spendet, den Leser entzückt und erfreut, wie etwa den Wanderer die Quelle am Bergpfad, von deren Bestand er keine Kunde hatte und deren Trank die Erwartung nicht schal gemacht hat. Abzusehen vom Werke selbst, freut man sich schon darüber, daß man über keine „Urtheile“, „Meinungen“ zu volligieren braucht, um zum eigenen Genießen zu kommen. Um mir eigentlich nicht selbst zu widersprechen, dürfte ich nun bloß mehr sagen: Leset diese Novelle, es ist eine sehr tiefe Sache! (Sage ich tief — so meine ich tief aus dem Herzensgrunde.) Aber ein paar Worte seien mir doch gestattet! . . . „Die alte Stiege“ erzählt nichts Neues, bloß die bekannte Geschichte, die „ewig neu bleibt“ — finden, meiden und sterben! Die alte Stiege ist der schweigsame, passive Dritte, der Ort, auf dem und um den sich alles abspielt, sie sieht und hört wohl alles, freut sich oder weint mit dem armen Mariele, das eigentlich Gretchen heißt, aber was nützt es, wenn sie in ihrer primitiven Art, zu warnen, karri? Einmal da riß sie sich sogar einen Span aus dem eigenen Leib, dem Mariele zu drohen — umsonst. Liebe lodert. . . . Schwer und feucht lagerte sich die Nachtluft über die dunkle, einsame Stiege. Da gieng ein Krachen durch das alte Holzwerk.“ Das Mariele hat nur einen Freund: die alte Stiege, die sie auch in der höchsten Noth nicht verläßt, sie weicht vor ihrem Schritt zurück, Mariele stürzt — überhanden. — Die alte Geschichte! . . . Was das Buch so anziehend macht, ist die starke Persönlichkeit, die selbstquälerische Ironie, die daraus spricht. Eine lebensernste, tiefsemerzliche, aber wehervundene Weltanschauung spiegelt sich in ihm wieder. Die gesunde sinnliche Kraft, dramatische Steigerung und vor allem die ganz eigenartige stilistische Schönheit sind nicht zu übersehen. Die Verfasserin ist eine Dame in Linz. Es gibt auch in Linz moderne Geister. Rud. Holzer.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ druckt im Novemberheft einen Vortrag über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen ab, den Ernst Haeckel auf dem Zoologencongreß in Cambridge im August dieses Jahres gehalten hat. Er faßt darin in Kürze zusammen, was er zur Vertheidigung seiner Selections- und Evolutionstheorie, des „Neolamarckismus“, zu sagen weiß. Der Keimplasmatheorie von Weismann stellt er mit polemischer Schärfe seinen Glauben an die, auch von Darwin geglaubte, progressive Vererbung entgegen. Und er formuliert endlich das Resultat: Die Abstammung des Menschen von einer ausgestorbenen tertiären Primatenkette (Generation von Herrenthieren, anthropomorphen Affen) ist keine vage Hypothese mehr, sondern sie ist eine historische Thatsache. Doch läßt sich diese Thatsache nicht exact beweisen. Die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie und Zoologie regen dazu an, eine phyletische Einheit — das heißt Abstammungseinheit — aller Primaten nicht nur, den Menschen inbegriffen, sondern aller Säugethiere anzunehmen. Die Ergebnisse der Paläontologie sind berufen, diese Annahme durch Auffindung fehlender Glieder wahrscheinlicher zu machen. Hieher gehört das von Dubois 1894 in Java aufgefundenene Primatenpetrefact, dem Haeckel den Namen Pithecanthropus gegeben hat. Die „logische“ Schlussfolgerung, mit der Haeckel an der entscheidenden Stelle die Verbindung zwischen den Thatsachen und der Theorie unlöslich zu machen versucht, wirkt nicht völlig plausibel. — Ueber Eugène Delacroix schreibt Walter Gensel. Delacroix war nach ihm nicht der erste Romantiker; denn 1822, da er auftrat, überwogen in der französischen Malerei bereits die mittelalterlichen Stoffe über die der Classicisten. Seine Eigenart, seine eigentliche „Romantik“, liegt auf dem Gebiete des Colorits und in seiner Neigung für Bewegung und sprühendes Leben. Wie sehr er vor allem Colorist war, ersieht man aus kleinen Zügen. Er malt im „Erzbischof von Lüttich“ eine wilde Brigantenscene, und sein Kritiker Gautier bewundert daran das Stämmische, Lärmende, Wilde des Ausdrucks. Ihm selbst aber, dem Maler, ist die Hauptsache darin — ein weißes Tisch Tuch, das der ganzen Scene das Relief zu geben bestimmt ist. „Dieses Tisch Tuch wird mein Waterloo oder mein Waterloo sein“ schreibt er.

„Revue des Revues“ (13. October). Anknüpfend an den im Heft vom 1. September enthaltenen — in der „Zeit“, Nr. 207, besprochenen — Artikel von Prof. Binet, schreibt A. Kieffel über den Wert der klassischen Studien. Während Prof. Binet dieselben nur für einen beschränkten Kreis speciell veranlagter Schüler empfiehlt, geht Kieffel so